

Unterhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 147.

Dienstag, 26. Juni.

1928.

(3. Fortsetzung.)

Die Zwillinge.

Roman von Horst Bodemer.

(Nachdruck verboten.)

„Die Zwillinge sind noch so jung, Wilhelm! Wer kann in diesen merkwürdigen Zeiten sagen, wie es in fünf Jahren oder vielleicht noch später bei uns aussehen wird!“

„Hast wieder einmal recht, Mutterchen, das kann kein Mensch. Aber wie alt war denn der Vater, als er dich freite? Siebenundzwanzig!“

Ein Lächeln glitt über den Mund der alten Frau.

„Für alles kann ein Mensch Vorsorge treffen. Kommt die Stunde, werden wir sehen, was zu tun ist! Es ist ja so traurig, daß jetzt im Vaterlande niemand sparen kann! Euer guter Vater meinte aber, lange könne es ja nicht mehr weitergehen!“

„Vorläufig geht es aber nunnter so weiter! Wir haben erst Russland ausgelacht, dann Österreich, jetzt lacht man Deutschland aus — und kein Retter zeigt sich unserem Lande!“

„Wenn die Not am größten . . .“

„Meine liebe, bibelsetzte Mutter! Gott gebe, dein Glauben braucht nicht zuhanden zu werden! Ich hab' meine Hoffnungen sehr gedämpft. Und der Vater würde es auch getan haben, sah er jetzt die Wirtschaft. Die armen Leute, die sich heute Brot und Fett kaufen müssen, von anderen Dingen schon gar nicht zu reden!“

„Und die, die die Not ausnutzen, die wird Gott strafen!“

„Aber vorläufig haben die es recht erträglich! Wir Landwirte können selbst, wenn wir es wollen, uns nicht die richtige Vorstellung machen! Dazu der tolle Winter!“

„Mit Skorpionen werden wir gezüchtigt! Wir haben es verdient! Ein Lehr tut not! In allen Ständen! Wir sind allzumal Sünder!“

„Sind wir, und bleiben wir, frommes Mutterchen. Auch in unserem Stande, der noch am häufigsten in die Kirche geht, gibt es ganz arge! Wir Lensings werden nie zu ihnen gehören, und das danken wir dir! . . . Aber gerade von deinem Standpunkt wirst du zu der Gewissheit kommen, der Gedanke, der mir vor einigen Tagen durch den Kopf zuckte, wird ein Hinweis von oben sein!“

Die zitternden Hände faltete die alte Frau. Sah lange vor sich hin. Hob dann den Kopf, blickte ihrem ältesten Sohn mit ihren klaren, blauen Augen fest ins Gesicht und sagte:

„Ich werde mit Kurt und Ernst darüber sprechen, wenn ich im Frühjahr zu ihnen fahre. Sie haben sich immer ausgezeichnet vertragen. Werden auch über diese Schwierigkeit, wenn sie sich einstellen sollte, glatt hinwegkommen!“

„Hoffentlich hast du recht, liebes Mutterchen! Mach dir den Kopf mit diesen Gedanken nicht schwer!“

„Und wenn es so wäre, hättest du doch nur deine Pflicht getan, mein Sohn!“

V

Elvira Wernstedt herrschte wie eine Königin. Die Zwillinge nannte sie ihre „Kammerherren.“ Kam der Arzt, blieb er oft über eine Stunde. Man trank zu

vieren bei ihr Kaffee. Und nicht nur den, es wurde auch tüchtig gelacht . . . Waren die Brüder aber allein, brachten sie die Zähne nur schwer auseinander. Und ging einer durch die Stalle, hatte er es eilig, wieder ins Haus zu kommen. Damit der andere nicht die Gelegenheit nutzte, falls die Hamburgerin ihren Besuch erbat. Die Einladung überbrachte die Jose immer mit einigen nedischen Worten. Sie hatte ein faulnes Leben hier. Der Mameli war anbesohlen worden, sie genau so gut zu versiegen wie ihre Herrin. Und wie es sich bald herausstellte, brauchte man um ihr Herz nicht besorgt zu sein, das lag bei dem Lenker gut vor Anker, der hier tüchtig Spek ansetzte. Er war ein paar Tage in Hamburg gewesen, hatte den Wagen durchreparieren lassen und Besorgungen gemacht. Zigarren, Wein und Schlemmereien brachte er mit. Vira Wernstedt hatte ihm einen großen Zettel ausgehändigt und genau angegeben, wo dieses und jenes gekauft werden sollte — mit einem Schell auf ihre Bank. Als sie den Zwillingen gesagt, daß sie ihre Gastfreundschaft nicht ohne Entgelt annehmen könne, hatten die entlebt aufgelehrt. Was die gnädige Frau denn denke, es hing vor ihrer Tür kein Wirtshauschild und sie seien, besonders in diesen für viele sehr schweren Zeitsäufen, in der glücklichen Lage, keinerlei Not zu leiden. Und um jegliche Bedenken ganz von der gnädigen Frau zu nehmen, hatte Ernst gelacht und übermütig gesagt:

„Wir sind schon ein paarmal in Hamburg gewesen und kommen ganz bestimmt wieder hin! Wir sind dann so grausame Sünder und fallen bei Ihnen ein, falls Sie nicht gerade zufällig durch die Welt sausen sollten!“

„Tun wir, hoch und heilig versprechen wir es,“ hatte Kurt beteuert und noch dazu die Hand aufs Herz gelegt zur Bestätigung. „Geschenkt wird Ihnen nichts!“

Und dann hatten die drei laut gelacht.

„Das Geschäft ist also zur gegenseitigen Befriedigung erledigt,“ meinte Vira Wernstedt und tat dabei, als handle es sich um eine Staatsaktion.

Wenn es galt, gute Zigarren zu rauchen und einen anständigen Grog zu trinken, waren die Zwillinge keine Unmenschen. Die Feste mukte man feiern, wie sie fielen. Besonders in dieser stillen Zeit.

In der Nacht warfen sich die Brüder in ihren nebeneinander stehenden Betten von einer Seite auf die andere. Der Wind war umgesprungen, kam endlich von Süden. Von den Dächern tropste es unaushörlich, die Gräben standen schnell in dem flachen Lande voller Wasser, verschlammten, die am Bach gelegenen Wiesen verwandelten sich in einen See. Der Frühling meldete sich an. Auch bei den Menschen. Das Blut pulste rascher zum Herzen, hart schlug es in der Brust dieser ferngesunden jungen Männer. Aber ihre Augen wurden nicht blau, die Stirn nicht glatt. Sie sahen mit zusammengekniffenen Lippen vor sich hin, Falten auf der Stirn. Fuhren in die hohen Stiefel, redeten nur das Allernotwendigste miteinander. Standen an den Gräben, arbeiteten mit ihren Leuten, Absluß mußte geschafft werden, sonst erstickte die Wintersaat unter dem Wasser. Und kamen heim, schmutzig von den Füßen

bis zur Mütze, Dreckspritzer im Gesicht. Und draußen schielten sie nacheinander, damit ja nicht einer früher nach Hause ging als der andere...

Das waren langweilige Tage für Vira Wernstedt. Ihre „Kammerherren“ ließen sich nur abends sehen. Sie war auch gar kein geduldiges Menschenkind, belam Launen.

„Kann ich denn nun nicht endlich aufstehen, Herr Doktor! Mir tun vom Liegen ja alle Knochen weh!“

Auch leise Vorwürfe gingen nicht durch sein dickes Fell. Er schmunzelte und fuhr sich mit der Hand über seinen langen Vollbart.

„Bald, meine Gnädigste, werden wir die ersten Gehversuche machen können! Die Heilung verläuft vollkommen normal! Auch der berühmteste Professor hätte in diesem Falle nichts anderes zu tun vermocht als ich! Ja, das ist ein Wetter! Es wird Frühling in deutschen Landen. Politisch anscheinend ein recht beklöblicher, aber was fragt die Natur danach? Der Mensch ist nun einmal ein ungeduldiges Wesen. Der spürt den Frühling schon in den Knochen, wenn er noch gar nicht da ist! Uebrigens geht es Pflanzen und Tieren nicht anders — der Saft sängt an zu steigen! 'ne wunderbare, aber in jungen Jahren sehr schöne Einrichtung! Für alte Leute pflegt diese Jahreszeit die gefährlichste zu sein, in der sterben sie am leichtesten!“

„Das ist sehr interessant! Aber damit ist mir nicht geholfen!“

„Machen Sie doch so kein grausames Gesicht! Das steht Ihnen gar nicht! In vier Wochen prangt die Altmärk in Lenzgrün und weißen Blüten! Das geht nun verteufelt rasch, — wenn kein Rückschlag erfolgt!“

Mit der Hand schlug Vira Wernstedt durch die Luft, wurde sehr unwillig.

„Glauben Sie, daß ich's vier Wochen noch in dieser Einsamkeit aushalte?“

Der Arzt nickte.

„Wenn Sie verständig sind, werden Sie's tun! Ruhe ist jetzt die erste Bürgerpflicht für Sie! Hätten Sie die in Hamburg? Da kommen die guten Freundinnen, die Schwestern und erzählen Ihnen, wo überall etwas los ist, Sie schonen sich dann nicht! Endergebnis: Ihr Beinchen macht Ihnen noch wer weiß wie lange zu schaffen, vielleicht Ihr ganzes Leben! Weil Sie natürlich dann und wann wenigstens eine kleine Hatz unbedingt mitmachen müssen! Das ist wirklich nichts für Ihre feinen Knöchelchen!“

Die Nerven zuckten auf der Stirn der jungen Frau. Jede Post brachte Briefe aus Hamburg. Und fast jeder enthielt leicht verhüllte Bosheiten oder offene Vorwürfe. Sie hatte sich den Verlauf dieser Zeit ganz anders vorgestellt. Keine ihrer Freundinnen verspürte Lust, einmal hier her zu kommen. In Hamburg war ja immer etwas los. Selbst Bemerkungen über ihre beiden „Kammerherren“ vermochte die Neugier nicht zu erwidern. Dafür standen Andeutungen in den Briefen, Andeutungen, die sie vielleicht auch geschrieben, wenn eine ihrer Freundinnen sich nicht aus diesem Bauernhause mit den beiden „Kammerherren“ fortgefunden hätte. Und ihr Bruder, er war älter als sie, Großkaufmann, drohte, sie einfach von hier wegzuholen. Dann ging das Gerede natürlich in Hamburg erst recht los. Und mit ihrem Bruder war nicht zu spaßen. Der war ganz anders geartet als sie. Bei ihr war das Blut ihrer Großmutter, einer Mexikanerin, wieder durchgeschlagen. Er aber, mit seinen stahlblauen, hartem Augen, dem schmalen Mund, dem vorspringenden, eckigen Kinn, war ein echter Hanseat, der sich auch durch die widrigsten Umstände nicht unterkriegen ließ. Einer, wie ihn Deutschland brauchte, wollte es wieder hochkommen. Vor dem sie Angst hatte. Der sie mit fester Hand anpackte, wollte ihr Verstand einmal wieder mit ihr durchgehen. Sie hatte ihn sofort zu beruhigen versucht, aber der Glaube an ihre Worte war bei ihm nicht groß, das wußte sie.

Der Arzt hatte sie mit zusammengekniffenen Lippen angesehen, während diese Gedanken durch Vira Wernstedts Kopf zuckten. Er machte sich ungefähr den richtigen Reim. Streckte einen Fühler aus.

„Die jungen Herren haben jetzt viel zu tun — dann aber kommt eine faule Zeit, bis sich die Wässer verlaufen haben!“

Da setzte sich die junge Frau wieder einmal mit ihrem spitzen Züngelchen die Lippen.

„Ich fürchte, Herr Doktor, sie könnten sich in mich verlieben!“

Hellauf lachte der Doktor.

„Ist ja schon längst geschehen! Das müssen Sie doch gemerkt haben!“

Vira Wernstedt stellte sich dummkopfisch.

„Aber nein! ... Ja, da muß ich schleunigst fort von hier! Sonst lohnte ich doch mit Undank ihre Gastfreundschaft!“

Der Doktor nahm die Worte nicht ernst, tat aber, als ob es der Fall wäre. Machte große Augen, eine beruhigende Handbewegung.

„Verzeihen Sie sich doch in die Lage dieser beiden jungen Herren und Sie werden ihre Verliebtheit begreiflich finden! Da schneit zwei Junggesellen in der ersten Blüte der Mannesjahre eine so elegante, charmante Dame ins Haus! ... Bitte, warum begehrten Sie auf? Das sagt Ihnen doch jeder Spiegel! ... Hilflos obendrein! ... Rührend für jedermann, wenn er Sie so hübsch duftig in Ihrem Bettchen liegen sieht. Solche Aufmachung, solche Weltgewandtheit ist den jungen Lensings bisher unbekannt gewesen. Arbeit gibt's für die in dieser Jahreszeit sehr wenig. Die Gedanken haben also vollauf Gelegenheit, spazieren zu gehen! ... Ja, du lieber Gott, da soll so taufrischen Riesenkerlen das Blut nicht schneller durch die Adern jagen? Da wären sie Tranlampen! ... Und wenn Sie sich in ein paar Wochen verabschiedet haben, die Frühjahrsbestellung beginnt, so gibt es vierzehn Tage ab und zu noch schwere Seufzer — und dann ist die Krisis überwunden! Also machen Sie sich Ihr Köpfchen um Himmelswillen nicht schwer!“

Nein, das tat Vira Wernstedt nicht. Sie lachte.

„Sie sind ja ein abgrundig tiefer Menschenkenner!“

„I wo, solche Halunken sind alle gesunde Männer in diesen Lebensjahren! Einer, der dann noch hinter Ihnen herrennt, ist ein schlapper Kerl!“

„Herr Doktor, jetzt werden Sie unhöflich!“

„Lieg mir vollkommen fern — wirklich! So ist der Lauf der Welt! Ich wollte Ihnen nur Ihre Bedenken nehmen! Lassen Sie sich, bitte, meine Worte gründlich durch den Kopf gehen, und Sie werden mir — vielleicht erst später — zugeben müssen, daß ich recht habe! Und nun darf ich mich wohl empfehlen, gnädige Frau! Die Heilung Ihres Beinchens verläuft wirklich ganz normal!“

Vira Wernstedt verschränkte, wie es ihre Gewohnheit war, wenn sie nachdachte, die Hände unter dem Kopf. Dieser Landdoktor war doch ein ganz gescheiter Kerl! ... Und da schadete es wohl nichts, sie verdrehte ihren „Kammerherren“ gründlich das bisschen Menschenverstand, sonst war es ja hier vor Langeweile nicht mehr auszuhalten. Und dem Bruder zeigte sie die Zähne, falls es dem eifallen sollte, hierher zu kommen, um sie zu holen!

(Fortf. folgt.)

Im Lande der feuerspeienden Berge und Perlen-Seen.

Von Karl Ernst Meineke.

Hawaii, im April.

Gleich einem Häuslein Nusschalen — von Aliens Geistaden in die Fluten geschleudert — lagern auf den unübersehbaren Flächen des Stillen Ozeans die Polynesischen, Melanesischen und Hawaii-Inseln. Hawaii, die größte Insel des Archipels ist ein geschichtlich nicht uninteressanter Punkt, denn hier wurde — anno 1779 — der berühmte Entdecker der Inseln, der englische Seefahrer James Cook, nach einem buntbewegten und abenteuerlichen Leben von den Eingeborenen erschlagen. Im Jahre 1778 stieß Cook auf die kleinste der Hawaii-Inseln, Oahu. Er wurde von den Insulanern, die in ihm einen Heiligen und zwar — ihren Gott Lono erblickten, kniefällig empfangen und von den

Priestern feierlich in den Tempel geleitet, wo Cook, der sich in seine Rolle gut hereinfand, die aufgestellten Götzen begrüßte und sie „brüderlich“ umarmte. Seine „Gottesherlichkeit“ dauerte jedoch nur knapp ein Jahr; während der Aufführung eines Kriegstanzes auf Hawaii wurde der Pseudogott durch das Messer eines Eingeborenen versehentlich verletzt. Cook schrie vor Schmerz auf und damit war auch sein Schicksal besiegelt. Die Eingeborenen erkannten, daß sie getäuscht worden waren, drangen auf Cook ein und erschlugen ihn.

Auf Hawaii beginnend, zieht sich von Osten nach Westen über die ganze Inselgruppe eine Reihe feuerzeiender Berge hin, die bei klarem Wetter auf weite Entfernung deutlich zu sehen sind. Hawaii selbst hat mehrere schaggerundete zielenhafte Vulkanlappen, von denen einer, der Kilauea, der größte Krater der Welt, über 4000 Meter hoch ist und zu dessen Umwanderung mehrere Stunden anstrengenden Marsches notwendig sind. Im Kessel dieses Kraters, dessen Wände 100—150 Meter breit sind, befinden sich gegenwärtig noch Massen glühenden geschmolzenen Gesteins, die auf die unmittelbare Verbindung mit dem Erdinnern hinweisen. In früheren Zeiten hielten die Eingeborenen den Berg für den Sitz der furchtbaren Feuergöttin Pele und brachten ihr zahlreiche Opfer an Blumen und Früchten dar.

Auf den westlichen Inseln gibt es allerdings keine tätigen Vulkane mehr, aber die Spuren früherer Krater sind überall noch deutlich zu erkennen. Die zu fruchtbarem Erde verwandelte Lava ermöglicht die Betreibung einer überaus ertraglichen Landwirtschaft. Nicht nur sämtliche Produkte der tropischen Zone, sondern auch Kartoffeln, Weizen und Wein sind hier mit gutem Erfolge angebaut worden. Darwin nahm an, daß alle diese Inseln im Stillen Ozean den Rest eines früheren Kontinents darstellen, der durch gewaltige Eruptionen in die Meerestiefe versunken sei.

Die Hawaii-Inseln sind völlig kultiviert. Bis zum Jahre 1874 regierten hier fünf Könige aus dem Geschlecht Kamehameha I., der, lediglich Häuptling einer kleinen Insel, sich in blutigen Kämpfen nach und nach die ganze Gruppe unterwarf. Später kamen englische Missionare ins Land, befahlten die Eingeborenen zum Christentum und „zivilisierten“ das Land. Der König hielt sich von nun an einen Hofstaat nach europäischem Muster, gründete eine kleine, aber gut ausgerüstete Armee und verlief seine Hauptstadt Eahu (heute Honolulu) mit geschulter Polizei und anderen modernen Errungenschaften der Zivilisation. Die letzte Königin war Liliuokalani (Lilie des Himmels), die 1892 infolge einer Revolution ihren Thron verlor. Seit 1893 sind die Inseln Republik.

Die Zahl der Eingeborenen nimmt ständig rapide ab. Im Jahre 1778, als die ersten Weißen in Hawaii erschienen, betrug die Zahl noch 300 000. Gegenwärtig leben auf den Inseln kaum noch 20 000 Eingeborene. Dafür strömen jedes Jahr immer neue Scharen Einwanderer aus allen Weltteilen nach Hawaii. Im Jahre 1925 ergab die Volkszählung folgende verblüffende Ziffern: Eingeborene 19 800; Japaner 113 500; Chinesen 23 400; Portugiesen 24 800; Bewohner der Philippinen 23 000; Amerikaner, Engländer, Deutsche und Russen 25 000 Mann. Eine der Hauptursachen des Aussterbens der Eingeborenen sind die von den Fremden hier eingeführten Krankheiten, unter denen Lepra, Rheumatismus und Drosenterie an erster Stelle stehen.

Das Land ist so fruchtbar, daß die Eingeborenen verhältnismäßig wenig zu arbeiten brauchen, um ihren be-

hiedenen Lebensunterhalt zu verdienen. Tarowurzeln, Brotsäume und Kokospalmen deuten ihre Bedürfnisse in hinreichendem Maße. Das Taro wird auf Feldern angepflanzt, die, mit kleinen Kanälichen durchzogen, die Erde das ganze Jahr hindurch in einem moorartigen Zustande erhalten. Ähnlich wie die Kartoffel, treibt dann dieses Gewächs eine dicke mehlreiche Knolle von respektablen Umfangen. Die Taroknolle schmoren die Eingeborenen in sonderbaren, eigens hierzu angefertigten Erdlöchern durch Bedecken mit glühenden Steinen. Nach kurzer Zeit schon ergibt sich daraus ein Brei, der, in lange Blätter gewickelt, in Gärung übergeht und einen angenehmen säuerlichen Geschmack erhält. Ein einziger Acker mit solcher Tarowurzel bespannt, genügt vollkommen, um eine Familie auf Lebenszeit zu ernähren.

Was nun die Kokospalme anbelangt, so ist sie entschieden der wichtigste Baum aller Südseeinseln. Da die noch grüne Nuss der Palme eine erfrischende Flüssigkeit, die bekannte Kokosmilch liefert, erlaubt sie den wasserarmen Koralleninseln teilweise sogar das Wasser. Der Kern der reifen Nuss ist sehr nahrhaft und gibt eine Menge Öl. Außerdem liefert jede Kokospalme 3 bis 4 Liter des sogenannten Palmweines. Frisch abgezogen ist er kühlt und labend, nach wenigen Stunden aber fängt er an zu gären, wird sauer und wirkt beruhigend. Doch auch sonst ist die Kokospalme für die Eingeborenen ein äußerst wertvoller Baum: aus den Schalen der Nüsse fertigen sie sich Geschirr und Trinkbecher; aus dem Bast drehen sie Strümpfe, aus den großen Blättern des Baumes fertigen sie ihre Segel, flechten Körbe und Matten und decken mit ihnen die Dächer ihrer Hütten. Der Stamm der Palme schließlich dient ihnen zum Bau der Hütten und Boote.

Im Jahre 1898 wurden die Hawaii-Inseln von den Amerikanern anektiert und sind seit 1900 amerikanisches Besitztum. Die Hauptausfuhrartikel der Inseln sind Zucker und Bananen. Im Jahre 1926 betrug die Einfuhr 90 Millionen Dollar, während die Ausfuhr die Gesamtsumme von 180 Millionen Dollar erreichte.

Honolulu, die Hauptstadt der Hawaii-Inseln, hat 83 000 Einwohner. Sie liegt malerisch eingebettet zwischen Gärten und Avellinenwäldern und gewährt vom Meere aus einen überaus reizvollen Anblick. Über der Stadt erhebt sich ein riesiger ausgebrannter Krater, an den sich die „Perlen-Seen“, Reste früherer Geiser, anschließen. Die Stadt ist ganz nach amerikanischem Muster eingerichtet und besitzt alle Annehmlichkeiten einer großen Stadt: Elektrizität, Kanalisation, gut funktionierende Eisen- und Straßenbahnen, Telefon und Radio. Täglich erscheint eine große Anzahl Zeitungen in den verschiedenen Sprachen. Die Landessprache ist noch hawaiisch, Schulwesen, Münze und Gewicht amerikanisch.

Die Häuser sind zumeist leichte Holzbauten, mit Veranden versehen, doch auch massiv ausgeführte Steinbauten wie beispielsweise Kirchen, Steueramt, Regierungsgebäude und künstlerisch ausgeführte Paläste, sind in reicher Anzahl vorhanden. An den Ecken leben sie und da große Anschlagzettel in hawaiischer Sprache, über den Läden leuchten grellfarbige Firmenschilder. Uniformierte Soldaten schlendern umher, in bunte Kattune gekleidete Eingeborene sitzen gruppenweise am Ufer. Interessant ist der große, reich mit Fleisch, Fischen und Gemüsen vollbesetzte Marktplatz mit seinem bunten Gewimmel von Vertretern der verschiedensten Völker und Rassen, dem die überall zahlreich auftretenden Kokospalmen erst das richtige erotische Gepräge verleihen.

Die Welt der Frau

Vom Pflichterfüllen und Sichtjügen.

Was wir unsere Kinder lehren müssen.

„Mein Kind soll eine glückliche und sorgenlose Jugend haben!“ so denkt und wünscht es wohl jede liebevolle Mutter. Sie weiß, daß sonnige, frohe Kindertage ihr helles Licht über ein ganzes Menschenleben werfen. Nicht umsonst kann man fast bei allen eigenbröderischen, verbitterten, unharmonischen usw. Menschen feststellen, daß sie eine schwere und vor allem leise — und freudenarme Jugend gehabt haben. Eine glückliche Kinderzeit ist das schönste Geschenk und das größte Glück, das wir unseren Kindern schaffen können.

Aber diese liebevolle Fürsorge der Mutter, die ihr Kind mit aller Zärtlichkeit umgibt und ihm sein kleines Leben im Rahmen der Möglichkeit und Zuträglichkeit so recht schön gestalten möchte, darf nicht in Verwöhnung und Verweich-

lung ausarten, denn damit erweist sie weder sich selber noch dem Kinde einen Gefallen. Wie oft kann man es z. B. beobachten, daß die kleinen Lernanfänger in der Schule sich noch nicht alleine an- und aussieben können, weil eine allzu liebevolle und sorgliche Mutter sie noch nicht an Selbstständigkeit gewöhnt hat. „Ach, das Kind ist ja noch so klein,“ denkt manche Mutter in solchem Falle, „warum soll es sich damit quälen, Knöpfe und Hefte zu schließen, Schuhe anzuschütten u. dergl. mehr! Später muß es sich noch genug plagen!“ Oft ist der Grund, warum die Mütter ihre Kinder derart verwöhnen, freilich auch eine gewisse Ungeduld. Die kleinen ungeliebten Finger bringen all die verschiedenen Verrichtungen naturgemäß nur erst langsam fertig, und die Mutter, die alle Hände voll zu tun hat und mit jeder Minute geizten muß, sagt nach kursem Zuschauen gewöhnlich: „Gib her, das dauert ja zu lange! Ich mach' es dir schon, dann geht es schneller!“ Ich habe einen neunjährigen Jungen ge-

kannt, der noch gewöhnt war, von der Mutter an- und aus-gekleidet zu werden, der sich kein Butterbrot zurechtaumachen und sich keine Speisen aus der Schüssel auf den Teller zu tun wußte, weil immer, wenn er mal irgend welche Selbstständigkeitsluste zeigte, die rasche Mutter schon zugriff und sagte: „Junge, bis du damit aufzusteht kommst, habe ich es schon dreimal gemacht!“ Natürlich war diese Taktik der Mutter absolut falsch; der Junge traute sich zuletzt selber nichts mehr zu, und es war durchaus kein Wunder, daß er, der natürlich in der Schule als Hänschen Timverlich veracht wurde, sein Leben lang ein ungeschickter und unfähiger Mensch blieb. Das Montessori-Prinzip und auch das unserer deutschen Fröbelereziehung ist gerade die frühzeitige Ausbildung der Geschicklichkeit beim Kinde zu seinem eigenen Besten. Nicht jede Mutter ist in der glücklichen Lage, ihr Kind in einen solchen neuzeitlichen Kindergarten oder -Hort zu schicken, um so mehr sollte sie aber „Montessori“ und „Fröbel“ im eigenen Hause als Schutzgeister wählen und ihr Kind frühzeitig zur Erfüllung allerlei kleiner Arbeiten und Pflichten anhalten, auch wenn dies zunächst einen gewissen Zeitverlust bedeutet.

Ober ein anderes Bild: „Fritschen“ ruft die Mutter dem im Garten spielenden Kinde zu, „du mußt zum Bäcker laufen und mit Brot holen!“ Aber Fritschen spielt gerade so wunderlich an seinem Sandhaufen und bezeigt keinerlei Lust, den kleinen Besorgungsgang für die Mutter zu erledigen. Soll sie nun darauf bestehen, oder soll sie ihn gewähren lassen? Sie entschließt sich für dieses. „Las ihn doch spielen“, denkt sie, „bald genug kommt die Zeit, in der er nicht mehr spielen kann!“ Und sie hastet selber zum Bäcker, obgleich ihr der Gang einen schwer wieder einzuholenden Zeitverlust bedeutet. Hat sie recht gehandelt? Sicher nicht! Gewiß, man soll spielende Kinder so wenig wie möglich stören; man soll sie vor allen Dingen nicht unmotiv aus dem Gleichmaß ihrer Beschäftigung reißen. Arbeitszeit und Spielzeit sollen geregt sein und möglichst unverändert bleiben. Mit vielem Dazwischenfahren und Wechseln macht man die Kinder nur nervös, unzufrieden und aersfahren. Aber andererseits muß im Notfalle, d. h. wenn die Mutter wirklich schnell eine Hilfe braucht, im Kinde unbedingt das Gefühl wach sein, daß die Pflicht vor dem Vergnügen kommt. Viele Mütter scheuen sich, das Kind zu selbst leichten, kleinen Hilfeleistungen heranzuziehen, ihm seine später in der Schule ohnehin knappe Freizeit zu beschränken und seine Kräfte zu beanspruchen. Sie können sich allein durchhelfen, sagen sie, und das Kind soll es gut haben! Freilich, das ist verständlich, und doch sollte die Mutter eines bedenken: das Kind, das nie zur Mithilfe herangezogen wird, bekommt kein Gemeinschaftsgefühl, und es wird später im Leben ein Egoist sein; den niemand liebt, und dem auch niemand gern hilft, weil er seinerseits nicht hilfsbereit ist. Von kleinauf sollte das Kind darauf hingewiesen werden, daß z. B. im Haushalt jeder Mensch ein gewisses Maß von Arbeit verursacht und daß er das Seine dazu beitragen muß, dieses Maß von Arbeit zu verringern, sich selber zum Ruhen und der Mutter, die für alle da ist und sich für alle plagt, zuliebe.

Wenn wir Mütter darauf bestehen, daß unsere Kinder ein gewisses Maß von Pflichten übernehmen, Hilfsbereitschaft üben und sich in ein Hausgesetz fügen lernen, so handeln wir nicht aus Egoismus und Bequemlichkeit, sondern wir tun Gutes an unseren Kindern. Die Sonne und Freude in ihren Jugendtagen darf und soll dadurch nicht beeinträchtigt werden, und das braucht auch nicht zu geschehen. Eine nachdenksame Mutter wird schon das richtige Wie und Wann zu finden wissen. Aber es ist für die Kinder von ungeheurem Werte, wenn sie frühzeitig den Segen des Wortes: „Erfüllte Pflicht!“ kennenzulernen!

Mutter Guste.

Das Geheimnis der Seide.

Von Thea Neumann.

In Paris weiß man noch einigermaßen Bescheid. Denn bereits in Lyon wird Seide gebaut. In Rom ist es eine Selbstverständlichkeit. Bei uns jedoch —? Ich glaube nicht, daß die Frau, wenn sie die seidenen Gespinstle anlegt, sich über Herkunft und Entstehung ihrer Kostbarkeit ganz im klaren ist. Weniger um zu belehren, sei hier das Mysterium der Seide aufgespürt, als um ein Echo zu erwecken für die seltsamen, wunderbaren und geheimnisvollen Zusammenhänge unserer ewig geheimnisvollen Welt.

Die Heimat der Seide ist — wie die Heimat der meisten schönen Dinge — Japan. Ein Karthäusermönch, Italiener von Geburt, war es, der sich dahin verirrte, das Wort Gottes zu lehren, und auf dem Heimweg ein Weniges von der Brut des Seidenspinners mitnahm. Der ökonomisch denkende

Mönch hatte ebenso wie der Misado das gute Geschäft erkannt und schmuggelte die Brut (auf deren Ausführung der Kaiser, dem das Monopol gehörte, Todesstrafe gesetzt hatte) in einem ausgehöhlten Wanderstab über die Grenze. In seine Heimat zurückgekehrt, lehrte er die Klosterbrüder die Seidenraupenraucht, und diese teilten ihre Wissenschaft selbstlos allem Volle mit. Das geschah gegen Ende des Mittelalters. Heute ist die Zucht von Seidenraupen in Italien und Südfrankreich ein Gewerbe, das vielen Tausenden ihr Brot und den nicht ausschließlich beschiedenen Belag dazu einbringt.

Frauen und Kindern liegt es ob, sich einen Monat im Jahre der Pflege der Raupen zu widmen, und den Ertrag ihrer Arbeit ernnten sie sozialen in gepöppnem Golde. Mit dem Ausbrüten der Eier wird Ende April begonnen. Begüterte Familien benutzen eigens dazu konstruierte Brutöfen. Bei weniger begüterten herrscht die reizvolle Sitte, daß die Mädchen und jungen Frauen die Brut in kleinen Beuteln zwischen der Brust tragen und sie mit der Wärme ihres Körpers ausbrüten. Den winzigen Eierschalen entstehen winzige mattweiße Raupen. Man ernährt sie zunächst mit feingeschnittenen Maulbeerblättern, später mit ganzen Maulbeeraubigen. Auf flachen Hürden stanzen sie Leib an Leib, und Tag und Nacht hört man das surrende Geräusch ihres Nagens. Anfang Juni, wenn die südlische Landschaft in voller Pracht steht, alles am üppigsten grün und blüht, ragen die Maulbeerbäume, ihres Blattwerks und ihrer Zweige herauß, nur noch knorrige Stämme und einige dicke kahle Äste, traurig in die Sonne, die sie zu neuem Leben erwecken soll. Unterdes reißen die Raupen ihrer Bestimmung zu. Nach vier Wochen sind sie so stark wie ein kleiner Finger und ebenso lang; weiß und durchsichtig wie alsnaloses Porzellan, höckerig-barod wie Fabeltiere auf altjapanischen Holzschnitten. Nun ist es Zeit, daß man die Maulbeeraubige mit trockenem Olivengesäß vertauscht (oder Heidekraut), die Räume verdunkelt, die Hürden mit Tüchern bedekt. Nun beginnen die Raupen ihr geheimnisvolles Werk.

Sie ziehen keine Fäden wie die Spinnen. Ein solcher Faden wird viele hundert Meter lang, und sie weben ihn so fest, daß jene vergemachtheit Materie entsteht, die den etwa eierpflaumengroßen goldgelben Kokon bildet. In diesen Hüllen schlummern sie acht bis zehn Tage ihrer Verwandlung entgegen. Aber nur einige ausgewählte dürfen ihr seidenes Gefängnis als dicker, weißer, nachhalterähnlicher Schmetterling zersprengen, und diese wenigen auch nur, um die Brut für das nächste Jahr zu liefern. Die große Masse der Kokons wandert in riesige, an Kaffeeköttmaschinen erinnernde Trommeln, die bei großer Hitze stets gleichmäßig gedreht werden, — womit man die in der Metamorphose begrißten Insekten abtötet. Von den Großhändlern, die die grausamen Trommeln benutzen, gelangen die leblosen Kokons in hohe Obstörte verpackt an die Seidenpinnereien, wo sie der Größe und Farbe nach (von goldgelb bis mattweiß) sortiert werden und ihnen das äußere Fadengewirr, das sie am Olivenzweig befestigte, abgesetzt wird (es wird nicht selten zum Stopfen von „Daunendoden“ verwendet, die überaus weich und leicht sind) bis der eigentliche Seidenfaden beginnt, den ab Baumzweig schließlich Maschinen übernehmen. Maschinen besorgen sodann das Spinnen und Weben und fertigen als erstes Produkt das, was man Rohseide nennt. Das Färben und Glätten, mit dem man am Ende zur „richtigen“ Seide kommt, ist wiederum Maschinenarbeit und weder poetisch noch sonderlich interessant.

Werden Sie, geneigte Leserin, künftig ein wenig jener fleißigen, durchaus nicht häblichen kleinen Tiere gedenken, die alle für Sie arbeiteten und um Ihrer Schönheit willen ihr Leben lassen mußten, jener Mädchen und jungen Frauen, die die Brut an ihrem Herzen trugen, und jenes ebenso scharfsinnigen wie mutigen Karthäusermönches, der es wagte, den Sohn der Sonne zu hintergehen, und der sein Leben aufs Spiel setzte . . . auch für Sie — ?

Kleine Kniffe im Haushalt.

Fenster und Spiegelscheiben. Schmutzige Fensterscheiben, Spiegelscheiben und sonstige Gegenstände aus Glas werden sauber, wenn man dieselben vor dem eigentlichen Putzen mit Wasser, dem etwas Brennspiritus beigegeben ist, mit einer durchgeschnittenen Zwiebel abreibt.

Das Aufbohnen von Tischplatten, Stuhlebenen usw. erleichtert man sich, indem man das Bohnerwachs auf eine zuvor mit Terpentin befeuchtete Soße dünn aufstreicht, die Soße über die Hand streicht, und damit das Holz hellgrau reibt. Am anderen Tage wiederholt man das Verfahren mit einer reinen Soße zum Zwecke des Nachpolierens. Es ergibt sich ein schöner Glanz.